

Einsetzung von Deutschsüdtirolern als Podestà, so etwa im Falle des ehemals liberalen Bürgermeisters Maximilian Markart in Meran; die meisten Podestà waren jedoch Italiener aus den alten Provinzen.

Die Einbindung der Deutschsüdtiroler in das Regime erfolgte vor allem über die faschistischen Syndikate, die 1926 sogar den traditionsreichen Bauernbund beerben konnten. Eine integrative Rolle spielte auch die Freizeitorganisation des Regimes „Opera Nazionale Dopolavoro“, die mit attraktiven Angeboten lockte. Es handelte sich aber letztlich um eine repressive Integration. Schon 1923 übernahm der Faschismus das radikale Italianisierungsprogramm von Ettore Tolomei, das auf eine rigorose Zwangsassimilierung zielte.

Stefan Lechner hat eine auf intensiver Quellenauswertung basierende Studie zum Provinzfaschismus in Südtirol vorlegt, die stark politik- und ereignisgeschichtlich ausgerichtet ist, gleichwohl aber auch soziale und kulturelle Aspekte beleuchtet. Er wählt eine grundsätzlich chronologische Gliederung des Stoffes, durchbricht die Chronologie der Darstellung aber in den Unterkapiteln immer wieder, was für die Darstellung nicht immer von Vorteil ist. Es entstehen mehr Redundanzen als nötig, manchmal leidet dadurch auch die Vermittlung der Wirkungszusammenhänge. Auch eine stärkere komparative Einordnung hätte man sich gewünscht, schließlich existieren eine ganze Reihe (teilweise recht aufschlussreicher) Regional- und Lokalstudien zum frühen italienischen Faschismus, die vom Autor teilweise noch nicht einmal im Literaturverzeichnis berücksichtigt wurden.

Im Ganzen gesehen handelt es sich jedoch um eine höchst verdienstvolle Arbeit, deren Stärken insbesondere im empirisch-narrativen Bereich liegen. Lechner gelingt eine dichte und anschauliche historische Rekonstruktion. Auch die Einbettung der lokalen und regionalen Vorgänge in die nationalen (und teilweise internationalen) Zusammenhänge ist gut gelungen. Jedem, der sich mit italienischem Faschismus, mit der Geschichte Südtirols oder mit europäischen Nationalitätenkonflikten der Zwischenkriegszeit befasst, sei dieses Buch zur Lektüre empfohlen.

Roger Engelmann

Siglinde Clementi (Hg.), *Der andere Weg. Beiträge zur Frauengeschichte der Stadt Brixen vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert*

Brixen: Verlag A. Weger 2005, 476 Seiten, mit zahlr. Abb.

Eine junge Frau sitzt aufrecht, seitlich dem Betrachter abgewandt auf einem Startblock, ein weiblicher Badegast im weißen Badeanzug. Sie blickt über das Wasser, in dem sich die Kirchtürme der Stadt Brixen spiegeln, im Hintergrund

die sanften Berghänge. Dieses Fotomotiv, datiert vom 6. Juli 1958 (Eröffnung des städtischen Schwimmbads Brixen), bildet das aussagekräftige Umschlagbild für die Publikation, die hier besprochen werden soll.

Der Sammelband erschließt einzelne Aspekte der Frauengeschichte in der Kleinstadt Brixen in Südtirol „ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Abgerundetheit“, so die Herausgeberin (S. 14), in einem großen zeitlichen Bogen vom Spätmittelalter bis in die jüngste Vergangenheit. Die Beiträge stammen zum Großteil von jüngeren Historikerinnen, deren historisches Erkenntnisinteresse mit einer zwischen den Zeilen stets spürbaren Begeisterung für ihre persönlichen Neu-Entdeckungen im Archiv korrespondiert. Überhaupt: bereits beim ersten Durchblättern des Bandes wird klar, dass die Stadt Brixen dank ihrer besonders reichhaltigen schriftlichen Überlieferung ein wahres Eldorado für das Quellenstudium ist und den einzelnen Autorinnen des Buches offenbar reichlich Zeit für ein solches eingeräumt bzw. vergönnt wurde. Aus gutem Grund, denn nur durch eine akribische Spurensuche im Archiv kann vor dem Hintergrund einer bereits gut erforschten Stadtgeschichte eine andere Geschichte, die Frauengeschichte, sichtbar gemacht, kann historischen Lebens- und Arbeitsräumen von Frauen in Brixen gezielt nachgespürt – und somit das kulturpolitische und frauenbewegte Anliegen der Initiatorinnen des Projekts, die Kommission für Chancengleichheit zwischen Mann und Frau der Gemeinde Brixen, eingelöst werden.

Abgesehen vom hohen Aussagepotential von im besten Sinne mikrohistorischen Detail-Untersuchungen, liegt das besonders reizvolle an diesem Projekt wohl darin, dass Stadtgeschichte und Frauengeschichte im Fall von Brixen in einem ganz besonderen Spannungsverhältnis stehen. Die Herausgeberin Siglinde Clementi bezeichnet das historische Schattendasein von Frauen in Brixen treffend als „Positionierung im doppelten Schatten“ zwischen Stadt und Bischofssitz, zwischen kleinstädtischer Struktur und geistlicher Supremazie (S. 11). Im Falle der Brixner Klarissen (Frauenorden spielten in Brixen eine herausragende Rolle) konnte sich ein solches Spannungsverhältnis im Kreuzfeuer zwischen kirchlicher und weltlicher Herrschaft durchaus dann und wann auch in Form offener Konflikte entladen, wie in einem der Beiträge gezeigt wird.

Siglinde Clementi gibt dem Band mit ihrem einleitenden Beitrag einen Rahmen und skizziert den „anderen“ Weg der Frauen von der Vormoderne in die Moderne. Das Buch ist chronologisch aufgebaut, beginnend mit einem Beitrag zum Spätmittelalter und endend mit einem Beitrag zur Erwerbs-Arbeitswelt von Frauen nach 1945. Nicht alle frauenhistorisch wichtigen Themen konnten offenbar berücksichtigt werden. Kriegsalltag und Kriegserleben beispielsweise kommen leider, wie Clementi selbst in ihrer Einleitung bedauert, nur als Unterthemen in einzelnen Beiträgen zur Sprache.

In Bezug auf den Ersten Weltkrieg, der eine einschneidende Zäsur im Leben der Frauen und Männer darstellte, wäre ein eigenes Kapitel wünschenswert gewesen. Manche Themen – die Hebammen beispielsweise oder die Frauenvereine – kommen in unterschiedlichen Beiträgen sehr wohl vor, diese Beiträge müssen allerdings wirklich gelesen werden, da es kein Sachregister gibt, das ein schnelles Nachschlagen ermöglichen würde.

Erika Kustatscher durchforstet eine enorme, 18.000 Exzerpte aus Urkunden und seriellen Quellen aus verschiedenen Archiven umfassende Datenbank (ihre prosopografische Studie soll demnächst erscheinen) nach unterschiedlichen Positionierungen von Frauen im mittelalterlichen Brixen. Als ordnenden Rahmen für die Schwindel erregende Vielzahl von Namen und Daten (409 Fußnoten!) legt die Autorin ein soziales Raster nach unterschiedlichen Lebenslagen unter: Frauen als Versorgte, als wenig abgesicherte Ehefrauen, Frauen aus angesehenem Haus, Meistertöchter – Meisterwitwen, Schattenherrscherinnen, Gottesfürchtige, Mütter, Witwen etc. Vorläufig bleibt diese Präsenz weiblicher Spuren in den Archiven bei ihr noch ohne weitere Kontextualisierung – eine solche wird es künftig ungleich schwieriger machen, das vorgeschlagene Raster nach sozialen Positionen und Rollen in dieser Form beizubehalten. So vermute ich, dass die „Die Unangepasste“ diesen Rahmen sprengen würde.

Die drei folgenden Beiträge sind der Frühen Neuzeit gewidmet. Marlene Huber thematisiert in ihrem Aufsatz „Starke Frauen – Schwache Frauen“ entlang der Zusammenhänge Bürger und Rechte, Heirat und Erbe, Arbeit und Armut die rechtliche und soziale Stellung der Brixnerinnen in der Frühen Neuzeit, wobei es ihr vor allem um eine Auslotung der sozialen Räume, um die Möglichkeiten und Einschränkungen für Frauen geht. Als Quellen dienen Ratsprotokolle, Steuerlisten, Gemeindeakten, das Bürger- und Inwohnerbuch der Stadt Brixen, Hofratsprotokolle und nicht zuletzt die Verfachbücher, eine „wahre Schatztruhe“ für die Frauengeschichte – wie auch ich finde. Aus ihrem sehr informativen Beitrag mit eigenen lexikalischen Informationskästchen unter anderem zu zentralen Begriffen der Rechtsgeschichte (eine gute Idee für ein Buch, das sich an ein breites Publikum richtet) sei das Beispiel der zahlreichen Näherinnen in der Stadt Brixen hervorgehoben, auch interessant ist die Brixner Hebammenordnung von 1604, die im Detail vorgestellt wird.

Silke Hinterwaldner rollt in ihrem Beitrag vor allem die Hexenprozesse vor dem Brixner Stadtgericht gegen Frauen und Männer aus dem Fassatal wieder auf. Grundlage bilden die Prozessakten im Brixner Diözesanarchiv, die durch Hartmann Artmann zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erstmals erschlossen und posthum veröffentlicht wurden. Diese Prozesse zeichneten sich unter anderem dadurch aus, dass sie durch räumliche Distanz und Unterschiede in Sprache und Kultur geprägt waren: Verständigungsschwierigkeiten zwischen Obrigkeit und Volk waren noch mehr als anderswo von Gewicht.

Barbara Felizetti Sorgs erster Beitrag beschäftigt sich mit 29 Kriminalprozessen zwischen 1745 und 1795, die vor dem Stadtgericht Brixen verhandelt wurden, und in denen Frauen als Täterinnen oder Komplizinnen eine Hauptrolle spielten. Durch den Vergleich zwischen Rechtspraxis und Rechtsnorm (die Carolina) möchte die Autorin zeigen, wie sich Rechts- und Gerechtigkeitsempfinden in der Zeit der Aufklärung veränderten – wobei bei einer solchen Fragestellung die unterschiedlichen Deliktgruppen (Kindsmord, Diebstahl etc.) jedoch auch gesondert zu untersuchen wären. Zentral ist weiter die Frage, welche Berücksichtigung die Geschlechtszugehörigkeit in Urteilsfindung und Strafmaß fand – immerhin gab die Carolina ja bereits eine geschlechtsspezifische Behandlung vor Gericht bei gewissen Delikten vor. Zu beiden Fragestellungen kann die Autorin einiges an Sekundärliteratur zu Kriminalität und Geschlecht hinzuziehen.

Origineller ist Sorgs zweiter Beitrag „In Klausur“ beschäftigt sich mit dem ältesten Klarissenkloster im deutschsprachigen Raum – und zwar besonders mit den „unruhigen Zeiten“ in der Geschichte dieses Klosters. Diese „unruhigen Zeiten“ sind – der Reihe nach – im 15. Jahrhundert handfeste Machtkämpfe zwischen Bischof Nikolaus Cusanus, der Seelsorge und Klosterwesen durchgreifend und wenn notwendig auch gewaltsam reformieren wollte, und Herzog Sigmund, sowie zwischen Bischof und einzelnen Adelsfamilien, vor allem der einflussreichen Familie der Wolkensteiner. Dann, während des Bauernaufstandes von 1525, als Brixen Zentrum der Tiroler Unruhen war und auch das Kloster von Aufständischen gestürmt wurde. „Unruhig“ verlief das Leben in Klausur auch in der Zeit des Josefinismus, als zwei Drittel aller Frauenklöster aufgelöst wurden und die Brixner Klarissen – um diesem Schicksal kontemplativer Orden zu entgehen – sich gleichsam von heute auf morgen darauf einrichteten, Kranke aufzunehmen und zu pflegen. In den Franzosenkriegen wurde das Klarissenkloster überhaupt zum Lazarett umfunktioniert, die bayerische Herrschaft bemächtigte sich sodann des Klostervermögens. Grundlage für diese Untersuchung der „unruhigen Zeiten“ bildet eine überaus spannende Quelle: eine handschriftliche Chronik in drei Bänden, der erste um 1690 verfasste Band aus der Feder eines gewissen Engelhard Tschuegg, vermutlich ein Pater des angrenzenden Franziskanerklosters (die männliche Sichtweise weiblicher Erlebnisse seit der Gründung um 1235 bis ins ausgehende 17. Jahrhundert ist der Autorin zufolge unverkennbar), zwei weitere Bände von ungenannten Zeitgenossen umfassen die Zeit von 1700 bis 1750 und von 1750 bis 1912.

Drei Beiträge widmen sich unterschiedlichen Aspekten der Frauengeschichte im 19. Jahrhundert. Margareth Lanzinger bearbeitete stichprobenartig Konsistorialakten im Diözesanarchiv Brixen zum Themenkomplex Ehe, Heirat, Geschlechterbeziehungen für einen Zeitraum (1831 bis 1910), in

dem insgesamt gesehen das kanonische Recht an Stellenwert verlor, doch – wie die Autorin in diesem Zusammenhang klarstellt – Wien weit weg war (S. 173). Strittige Eheversprechen oder voreheliche Sexualkontakte waren und blieben weiterhin Verhandlungsgegenstände vor dem Konsistorium, beides nach dem ABGB kein Thema mehr. Im Fall von Ehetrennungen fungierte die Kirche überhaupt als erste und eigentlich einzige Anlaufstelle. Ein Verhandlungsgegenstand vor dem Konsistorium waren auch Dispensgründe, die eine Heirat im Verwandtschafts- oder Schwägerschaftsfall erleichtern sollten. Sie bezogen sich auf ein Ehekonzept, das Frauen eine Ehe als eigentlichen Bestimmungsort zuwies. Dazu zählten frauenspezifische kanonische Ausnahmegenehmigungen wie die fehlende oder unzureichende Mitgift oder die Bedürftigkeit von Witwen, die eine „Kinderlast“ zu tragen hatten. Für die Zeit der Geltung des Konkordats von 1855 bis zu seinem Ende 1868, die Zeit des geistlichen Ehegerichts, lassen sich eheliche Konfliktfelder besonders gut erforschen – das ausführliche Aktenmaterial im Diözesanarchiv, das sich einem sehr bürokratischen Vorgehen verdankte, gibt ausführlich Auskunft. Lanzinger beschreibt einzelne Konfliktfelder, um auf diesem Weg Frauen- und Männerbilder und geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen zu rekonstruieren. Siglinde Clementi meint in ihrer Einleitung, dass es gerade für das „Heilige Land Tirol“ und für den „anderen Weg“ der Frauen in die Moderne interessant wäre, danach zu fragen, wie sich die traditionellen katholischen Ehelehren mit den bürgerlichen Geschlechterrollen verschränkten (S. 27). In Lanzingers Arbeit mit Konsistorialakten finden sich dafür wichtige Anhaltspunkte.

Konventionelle Frauenbilder, Rollenzuweisungen, Sozialisation, Brüche und Konflikte sind auch Thema des nächsten Beitrags. Christine Roilo geht dem Schicksal der Schwestern Elisabeth, Theresia und Maria Anna Lachmüller auf der Grundlage des reichen Briefwechsels im Familienarchiv Lachmüller nach: über 100 Briefe in einer chronologischen Streuung über mehr als 30 Jahre. Keine der drei Frauen führte ein besonderes oder auffälliges Leben, dennoch, gerade dadurch können Auskünfte über die Anforderungen an Frauen der bürgerlichen Schicht gewonnen werden.

Ulrike Mair beschäftigt sich in ihrem Beitrag über arme Frauen in Brixen mit der alltäglichen lokalen Praxis der Armenpolitik im 19. Jahrhundert. Diese kommunale Fürsorgepraxis mit ihren zwei Funktionen Versorgung und Ausgrenzung funktionierte in Brixen nicht anders als in anderen Orten – am Beispiel von Brixen möchte die Autorin aufzeigen, wie dadurch Geschlechterverhältnisse mitgestaltet und inwieweit bestehende Geschlechterordnungen die obrigkeitlichen Vorstellungen weiblicher Armut prägten (S. 247). Quellen für diesen Abschnitt des Buches sind Ratsprotokolle, beinhaltend eine größere Zahl von Unterstützungsgesuchen, der amtliche Schriftverkehr und Polizeiakten. Ein eigenes Unterkapitel ist den Wohltäterinnen mit ihren bürgerlich-katholisch typischen Schwerpunkten Erziehungsarbeit und Kleinkinderbewahrung gewid-

met. Die Autorin kann ganz gut zeigen, wie sehr öffentliche Armenfürsorge bewusst als Disziplinierungsinstrument eingesetzt wurde – und wie bescheiden auch die Anzahl der positiv behandelten Ansuchen war. Ein abschließendes Kapitel zu Stigmatisierung und Kriminalisierung weist unter anderem auf die Schubpraxis der Stadt Brixen hin – deren Opfer hauptsächlich junge Frauen auf Arbeitssuche waren. Alle angehaltenen Frauen waren ledig und gaben an, eine Arbeit als Dienstmädchen oder Tagelöhnerin zu suchen – bei allen wurde ohne weiteres „Arbeitssuche“ mit „Arbeitsscheu“ gleichgesetzt. Dadurch gerieten diese Frauen in einen Kreislauf der Marginalisierung und Kriminalisierung (S. 267).

Elisabeth Zingerle versucht anhand von Schulchroniken eine Rekonstruktion der Geschichte der Englischen Fräulein (Congregatio Jesu) in Brixen. Frauenorden wie die Englischen Fräulein oder die Tertiarrinnen in Brixen haben in der Zeit ihrer Gründung einen wesentlichen Beitrag zur Mädchenbildung und -erziehung geleistet. Die Brixner Niederlassung der Englischen Fräulein, 1739 gegründet, betreibt gegenwärtig ein Internat und das Marianum, die unterschiedlichen Schultypen des Ordens bestehen nicht mehr. Zingerles Beitrag stellt den Versuch dar, die Geschichte dieser Schulen chronologisch vor dem lokalhistorischen Hintergrund aufzuzeigen – 30 interessante Seiten für eine mehr als 250-jährige Schul- und Instituts Geschichte aus der Sicht der Schulchroniken, das heißt auch, aus der Sicht der Ordensmitglieder. Ihr Beitrag verdient eine längere Besprechung. Zunächst gibt Zingerle einen allgemeinen Überblick über die „obere und untere Schul“ bzw. die Schule für adelige Mädchen und Bürgertöchter, die Schulgeld zahlten, und die bürgerliche Schule, zu der alle bürgerlichen Mädchen Zutritt hatten. Der wesentliche Unterschied lag zum einen im jährlichen Kostgeld. Zum anderen unterschied sich der Fächerkanon. Im Laufe des 18. Jahrhunderts kamen eine „Industrie- bzw. Arbeitsschule“ für adelige Stadtmädchen und eine „Feiertagsschule“ hinzu. 1812 eröffnete das Institut der Englischen Fräulein im Sinne der aufgeklärten Bayerischen Schulbehörde eine allgemeine „Industrieschule“, die nicht ausschließlich für Mädchen der wohlhabenden Schichten bestimmt war. Es hat einen gewissen Reiz, die so genannte „große“ Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts aus dem Blickwinkel einer Mädchen Volksschule nachzuvollziehen. Zingerle umreißt diese Geschichte vor dem historischen Hintergrund einer zunehmenden Reglementierung des Schulbereiches seit Maria Theresia und Joseph II. Ein entscheidender Einschnitt stellten die so genannten Maigesetze des Jahres 1868 dar (der Staat übernahm die Aufsicht über die Schulen und beschränkte den Einfluss der Kirche), womit auch Ordensschulen unter Aufsicht der Landes- bzw. Bezirksschulbehörden gestellt wurden. Die Englischen Fräulein bemühten sich in der Folge um das Öffentlichkeitsrecht für die Volksschule und passten sich an das öffentliche Schulsystem an. Die so genannten „Lehrfräulein“, die bis dahin durch ein

„Gehilfinnen“-System ausgebildet worden waren, mussten sich nun staatlichen Lehrbefähigungsprüfungen unterziehen. Ein weiteres Kapitel beschreibt die Geschichte der Mädchenvolksschule im Ersten Weltkrieg, als erstmals auch Buben Zugang zur Schule erhielten, da ihr Lehrer „zum Wehrdienst berufen“ worden war. Die Schülerinnen versorgten mit ihren zusammengelegten Ersparnissen die Verwundeten des Reservespitals, das in ihrem Schulgebäude untergebracht wurde, mit Wäsche, Süßigkeiten, Weißbrot, Zeitschriften und Büchern, sie strickten „Liebesgaben“ für die Soldaten an der Front und sammelten Brombeerblätter als Tabakersatz oder Tee. Nach dem Ersten Weltkrieg erfuhr die Schule eine zunehmende Italienisierung, die Schulbibliothek wurde neu geordnet und österreichische Bücher wurden aus dem Bestand entfernt, der wöchentliche Fahnenruß im März 1924 eingeführt. Im Vergleich zur Mädchenvolksschule mit Öffentlichkeitsrecht stellte die Pensionatsschule der Englischen Fräulein einen geschützten Bereich dar (ein dritter wesentlicher Unterschied also), hier wurde ungeachtet der Wirren der Zeit neben Konversation in Deutsch, Französisch und Italienisch auch Disziplin, Fleiß, Ordnung und Höflichkeit bewertet. Im Faschismus wurde die Schulchronik in italienischer Sprache geführt. Die meisten Mädchen traten faschistischen Jugendorganisationen bei. Kurzes Fazit: Mit Schulchroniken verfügen wir über eine bemerkenswerte Quelle – übrigens auch für die Medizingeschichte, da immer wieder vom Auftreten der Infektionskrankheiten berichtet wird. Schade nur, dass die Aufmerksamkeit der Chronistinnen des Schulordens nicht gleichermaßen auch dem Kindergarten ab 1938 galt, dessen Geschichte aufgrund der spärlichen Hinweise kaum zu rekonstruieren ist.

An die Geschichte der Schulen in Brixen, an die Ausführungen zu bürgerlichen Vorgaben an Mädchenbildung und -erziehung, die Mobilisierung der weiblichen Jugend im Faschismus, schließt sich der übersichtlich gegliederte und aus dem Italienischen übersetzte Beitrag von Alessandra Spada über „Mütter und Nationalismus“ beinahe nahtlos an. Spada beschreibt pointiert die Ambivalenzen bezüglich der Rolle der Frauen im Faschismus: Einerseits spielte die Erhöhung der italienischen Ehefrau und Mutter eine zunehmend zentrale Rolle in der faschistischen Ideologie und Politik, andererseits waren die Mütter in Südtirol fast ausschließlich „deutsche Frauen“. Diesem Problem wollte das faschistische Regime durch bildungspolitische Maßnahmen Herr werden. Die neuen italienischen Lehrerinnen an den italienisierten Kindergärten und Schulen wurden mit dem Aufruf befördert, die im patriotischen Sinne wahren Mütter zu sein. Sie sollten „imstande sein, die Kinder mehr als die Mütter und Familien zu beeinflussen.“ (S. 309) Doch auch die Führungsschicht der deutschen Sprachgruppe propagierte eine zentrale Rolle der Mütter für die „Rettung“ deutscher Kultur und Sprache. Die soziale Bedeutung der „Mütter“ wurde, wie Spada feststellt, von beiden Seiten für eine Politik der Nationalisierung instrumentalisiert (S. 316). Vor diesem

Hintergrund analysiert Spada die Situation in Brixen, wobei sie sich im ersten Teil auf das Fallbeispiel der O.N.A.I.R. konzentriert und daran anschließend die Reaktionen der deutschen Sprachgruppe, insbesondere die Mobilisierung der „deutschen Mütter“ fokussiert. Diese Mobilisierung erreichte zwar ihr Ziel nicht – die Wiedereinführung deutscher Schulen – blieb aber, wie Spada schreibt, nicht folgenlos. Ein Netz von Verbindungen wurde geknüpft, ein starkes Gemeinschaftsbewusstsein und somit die Grundlage der „Katakombenschulen geschaffen“, die „zu einem Großteil auf die Arbeit und den Einsatz von Frauen zurückgingen“ (S. 312). Im zweiten Teil ihres Beitrags wertet Spada Ergebnisse der Untersuchungen der Tageszeitung „La Provincia di Bolzano“ aus, um die Entwicklungen und Verschärfungen innerhalb der faschistischen Frauenorganisationen ab Ende der 1920er Jahre zu illustrieren. In ihren Schlussfolgerungen widmet sich die Autorin nochmals den Ambivalenzen – diesmal im Hinblick auf die Erfahrungen der jungen Frauen und Mädchen. Der stark öffentliche Charakter der faschistischen Mädchenorganisationen: die Paraden, die Teilnahme an Wettbewerben und Sportaktivitäten etc. markierten im Erleben der Mädchen und jungen Frauen einen Generationsbruch gegenüber ihren Müttern (S. 335). Ihnen wurde ein „modernes Lebensgefühl“ vermittelt – obwohl das faschistische Frauenbild dem traditionellen Frauenbild der Mütter durchaus entsprach. Insgesamt wird der Beitrag von Spada auch durch eindrucksvolle Bildquellen bereichert.

Etwas unbefriedigend aus meiner Sicht ist hingegen der letzte Eindruck, den das im Ganzen gesehen sehr lobenswerte Buch hinterlässt: Der jüngeren und jüngsten Vergangenheit wenden sich die beiden letzten Beiträge von Elisabeth Pioč zu. Der erste Beitrag behandelt die Option und weibliche Migration im 20. Jahrhundert, wobei in Kombination mit statistischem Datenmaterial vier Frauenschicksale exemplarisch geschildert werden. Mit dem Argument, dass eine nicht unerhebliche Anzahl von Frauen sich zu Bildungszwecken in Brixen aufhalten, wird im Rahmen dieses Beitrags noch die jüngere Schul- und Bildungsgeschichte abgehandelt. Auch der zweite Beitrag der Autorin zum Thema „Lebensinhalt Arbeit“ stützt sich überwiegend auf Oral-History-Quellen. Vier Frauen aus Brixen erzählen von ihrem Leben und ihrer Erwerbsarbeit nach 1945. Dieser Beitrag bricht unvermittelt ab – mit den abschließenden Worten der letzten Interviewpartnerin. Eine Zusammenfassung, eine Interpretation der Interviews wird leider nicht geboten.

Einleitend beschreibt Siglinde Clementi die Grundidee des Buchprojekts, das so genannte offene Konzept von Frauen- und Geschlechtergeschichte, wie es sich seit den späten 1970er Jahren entwickelt hat. Dieser Grundidee – Abkehr von restriktiven Weiblichkeitsbildern kombiniert mit einer Zuwendung zu neuen Zugängen und Methoden (die Schlagwörter lauten Alltagsgeschichte, Mikrogeschichte, Mentalitätsgeschichte, Oral History, Fokussierung auf

die so genannten „kleinen Leute“ etc.) entsprechen die Beiträge aller zehn Autorinnen. Notwendig für eine Erforschung der Geschichte von Frauen in ihren Beziehungen und in ihren sozialen Räumen sind aber außerdem neue Fragestellungen. Einige Fragestellungen tun sich mit diesem Buch auf, weil die Autorinnen der Grundidee verpflichtet mit einem anderen „Vorverständnis darüber, was Geschichte sei“ auf Spurensuche gingen.¹ Angesichts der Spuren, die auf diese Weise sichtbar gemacht werden konnten, kann vom „großen Schweigen“ der Frauen in der Geschichte längst keine Rede mehr sein.²

Am Ende ist über dieses Buch noch zu bemerken, dass der interessante Inhalt durch ein sehr ansprechendes Layout unterstützt wird, es ist angenehm zu lesen und schön bebildert. Das Frauenbuch zu Brixen ist also in mehrfacher Hinsicht eine überaus gelungene Publikation, die auch Nicht-BrixnerInnen viel Interessantes und Neues erschließt. Den Initiatorinnen des Projekts und allen beteiligten Forscherinnen ist zu gratulieren.

Maria Heidegger

- 1 Vgl. die einleitenden Überlegungen von Heide WUNDER. In: DIES. (Hg.), *Eine Stadt der Frauen: Studien und Quellen zur Geschichte der Baslerinnen im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit (13.–17. Jh.)*, Basel/Frankfurt a.M. 1995, S. 13.
- 2 Vgl. auch die einleitende Schilderung eines solchen „Aha-Erlebnisses“ durch die Herausgeberin des Salzburger Frauen-Quellenbuches, Brigitte MAZOHL-WALLNIG (Hg.), *Die andere Geschichte. Eine Salzburger Frauengeschichte von der ersten Mädchenschule bis zum Frauenwahlrecht (1918)*, Salzburg 1995, S. 14.

Andrea Bonoldi/Andrea Leonardi (a cura di), *Energia e sviluppo in area alpina. Secoli XIX–XX*

(Geostoria del territorio 3) Milano: Franco Angeli 2004, 365 Seiten, 20 Graphiken und Tabellen.

Die Stromerzeugung aus Wasserkraft, das „weiße Gold“ der Alpen, bildete die Voraussetzung für die späte Industrialisierung der kleinunternehmerisch geprägten und im Vergleich zu Europas Wirtschaftszentren rückständigen Alpentäler. Vor der Einführung der Dampfmaschine war die Wasserkraft, eine der ältesten Energiequellen der Menschheit, die wichtigste Möglichkeit, Güter zu fertigen. Technisch war etwa ab 1880 die wirtschaftliche Nutzung elektrischer Energie praktikabel, z. B. beim Antrieb von Kraftmaschinen und der Beleuchtung von Straßen, Bahnhöfen und öffentlichen Plätzen. Erste bedeutende Stromabnehmer waren Straßenbahnunternehmen.

Schlecht ausgebaute alte Handelsstraßen erschwerten den Zugang in die über Jahrhunderte gefürchtete und gemiedene Gebirgslandschaft. Erst die Expansion des Bahnnetzes (1854 Eröffnung der Semmering-Eisenbahn) und die Modernisierung der langen Transport- und Kommunikationswege